



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Senectus loquax : Plaudereien eines alten Deutschen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

5



reihheit und Gleichgiltigkeit, das auf *liberté et égalité* gemünzte Scherzwort, hätte zu Anfang des Jahrhunderts wohl als Motto für das Verhältnis der Mehrzahl der Gebildeten zu den religiösen Fragen dienen können. Wenn der Staat wieder jedem erlauben wollte, nach seiner Façon selig zu werden, so ging es die einzelnen noch weniger an, wie bei andern die Façon beschaffen war. Daß ein Schulkamerad, vielleicht der Sohn eines aus Westpreußen oder der Rheinprovinz gekommenen Beamten, nicht konfirmirt sondern gefirmt war, erfuhren wir wohl beiläufig, ohne uns weiter darum zu kümmern, und die wenigen Schüler mosaischer Religion hatten meines Erinnerns niemals Anlaß, sich über Mangel an Rücksicht zu beklagen. Was über die „Stillen im Lande“ verlautete, die Altlutheraner, die von eifernden Geistlichen angestiftet werden sollten, sich gegen die Union der beiden evangelischen Bekenntnisse, das Lieblingswort Friedrich Wilhelms III., ablehnend zu verhalten, blieb uns ziemlich unverständlich, und erst sehr spät sollte ich erfahren, wie tief die trennenden Vorurteile wurzeln können, als nämlich ein niederrheinischer Fabrikant auf eine Bemerkung des Bedauerns über die Schmucklosigkeit der kalvinistischen Kirchen Hollands und der Westschweiz schroff antwortete, Bilder in den Kirchen würden sofort den Götzendienst wiederbringen! Von der Kampflust eines Teiles des katholischen Alerus zeugten allerdings die Streitigkeiten über die gemischten Ehen; allein man war unbesorgt, obgleich die Verbindung des Königs mit der katholischen Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz) und des Kronprinzen mit einer bayrischen Prinzessin manche Bedenken erregt hatten, denn die Regierung ging mit Entschiedenheit vor, indem sie die Erzbischöfe von Köln und Osnabrück, Droste-Bischoff und Dunin, „veranlaßte“ (wie es amtlich hieß), sich auf feste Plätze zurückzuziehen. Noch einmal ernste Kämpfe um des Glaubens willen — das schien undenkbar. Als eines Sonntags mein Vater vor der Kirchthür von einem Kollegen hörte, die angesagte Kirchenmusik sei verschoben worden, und er umkehrte, weil er eine Predigt zu hören nicht beabsichtigte, bemerkte der Kollege lächelnd: „So weit sind wir ja gottlob, daß die christliche Gesinnung nicht nach dem Kirchenbesuch abgemessen wird.“

Nicht lange jedoch, und strebsame Beamte fanden es geraten, sich allsonntäglich mit dem Gesangbuch unter dem Arme zu zeigen. „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren,“ wie David Friedrich Strauß den König nannte, wollte den Unglauben wieder ausrotten, und zu dem Ende mußte die wissenschaftliche Forschung an den Hochschulen eingeschränkt werden. Man griff auch dabei zu dem verkehrtesten Mittel. Ernste Arbeiten, wie Bruno Bauers Kritik der Evangelien der Synoptiker,

würden ein sehr begrenztes Publikum gefunden haben, wäre der Verfasser nicht aus dem Lehramt entfernt worden. Nun war sein Name schnell in jedermanns Munde, jeder wollte in das gefährliche Buch wenigstens hineinschauen, und wie es in ähnlichen Fällen wohl immer gehen wird (wie es z. B. auch mit Nietzsche's Schriften gegangen ist): wem der Text zu schwierig war, der suchte sich einzelne Brocken heraus, „Schlager,“ um im Theaterdeutsch zu sprechen, und prahlte damit vor sich selbst und andern gleich dem kleinen Jack Horner im englischen Kinderbuche, der aus dem Weihnachtstollen die Rosinen herausgräbt und stolz ausruft: Bin ich ein Kerl! Von oben her suchte man Staat und Kirche vor jeder Kritik zu schützen, und nun wurde jede Kritik blind verehrt. Alle Angriffe auf den „hohlen Nationalismus“ blieben unbeachtet, man that sich viel darauf zu gute, aufgeklärt, lichtfreundlich zu sein, und aus dem Kampfe für Gewissensfreiheit gingen Haß und Verachtung aller Gläubigen hervor, die ja nur Finsterlinge oder Heuchler sein konnten. Die frühere Verträglichkeit und Duldsamkeit war dahin.

An der politischen und religiösen Bewegung beteiligten sich mit vielem Eifer die jugendlichen Dichter, die nur noch „Zeitgedichte“ in die Welt sandten. Es waren fragwürdige Gestalten darunter, wohl die merkwürdigste der „kosmopolitische Nachtwächter“ Franz Dingelstedt, der Plebejer voll brennender Sehnsucht nach der höfischen Luft, der es glücklich zum Hofrat und Baron gebracht, aber seinen bösen Wit niemals zu meistern vermocht hat. Plebejer und ehrlicher deutscher Patriot blieb der populärste unter ihnen, Hoffmann von Fallersleben, an dessen Geschichte wir in neuester Zeit nicht allein durch die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags erinnert worden sind. Als am Sedantage 1895 von der ganzen Schuljugend einer westdeutschen Stadt so kräftig und begeistert das Lied gesungen wurde, das recht eigentlich Hoffmanns politisches Glaubensbekenntnis enthält, „Deutschland, Deutschland über alles,“ wünschte ich, daß dem Alten vergönnt gewesen sein möchte, diesen Tag zu erleben, ihm, der um die Mitte der vierziger Jahre aus Berlin ausgewiesen wurde, weil er, für eine Nachtmusik dankend, denselben Gedanken in Prosa ausgesprochen hatte. Der fleißige Sammler im Freundeskreise der Ulland, Brüder Grimm, Lachmann, Franz Pfeiffer usw. hatte sich beigegeben lassen, über Verhältnisse im damaligen Deutschland, über die jedermann lachte oder seufzte, harmlosen Spott auszugießen, und zwar, was ihm besonders schwer angerechnet wurde, mit Benutzung populärer Sangweisen. Zur Strafe verlor er seine Professur. Und 1898, fünfzig Jahre nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser, entdeckten tschechische Beamte ein schweres Verbrechen in dem Singen des erwähnten Liedes nach der österreichischen Volkshymne! Die Herren scheinen nicht gewußt zu haben, daß der mächtigen Melodie Haydns schon mancherlei Texte untergelegt worden sind, daß Hoffmann eben diese Melodie auch den Deutschen außerhalb Österreichs zu erhalten wünschte, und daß der Dreibund verboten werden mußte, wenn das Zusammenhalten „von dem Rhein bis an den Nilen, von der Eiseh bis an den Welt“ den österreichischen Staat gefährden könnte. O Welt, du großes . . .

Die politischen Dichter und ihre, wie man zu sagen pflegte, verhaltenen Parlamentsreden mußten sich an dem augenblicklichen Erfolge genügen lassen, in der Litteratur erwarben sie sich keinen Platz. Selbst Herwegh, dessen schwungvollen und witzigen Versen auch Gegner huldigten, geriet bald in Vergessenheit, lange bevor er sich zum Freischarenführer machen ließ und dann noch kläglicher gegen die Neugestaltung Deutschlands Partei nahm. Seine meisten Nachfolger standen an Talent tief unter ihm, und bezeichnend genug gestand mir einer von ihnen, der

Geist komme erst über ihn, wenn er einige Seiten in *Véranger* gelesen habe. Aber sie trugen das ihrige zur Verbreitung der Verstimmung gegen die Regierung und damit gegen den König bei, der sein persönliches Regiment so gern nachdrücklich betonte. Die Verstimmung äußerte sich unter anderm auch in der nachträglichen Verherrlichung seines Vaters, wozu namentlich die Erinnerungen des Bischofs Eylert, des vertrauten Freundes Friedrich Wilhelms III., Anlaß boten. Dessen schlichte Frömmigkeit und bürgerliche Einfachheit zu preisen, konnten Zensur und Polizei nicht hindern, die im übrigen eine Wachsamkeit und einen Spürsinn entwickelten, daß man sie als die eigentlichen Majestätsbeleidiger und Beunruhiger der öffentlichen Meinung bezeichnen durfte. Eine trockne Zusammenstellung der Regierungshandlungen des Königs wurde verboten, weil in offenbar bösslicher Absicht wichtiges und unwichtiges bunt durch einander gebracht worden sei u. dergl. m. Dagegen liefen Anekdoten aus der jüngsten Vergangenheit von Mund zu Munde, wie die nachstehende. Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte sich auf einer Spazierfahrt sehr übermütig gegen seinen Gouverneur benommen, und da dieser sich nicht imponiren ließ, mit schwerster Vergeltung für den Fall seiner Thronbesteigung gedroht. Der Vater, der spätere Kaiser Wilhelm, zögerte nicht, dem Knaben den Standpunkt klar zu machen, und zwar mit Hilfe eines spanischen Kofres. Die Mutter führte beim Könige Klage über eine so harte Behandlung, für die blaue Flecke zeugten; der König aber erbot sich, diese Zeugnisse in Augenschein zu nehmen und selbst nachzuhelfen, falls die Färbung nicht solid genug sein sollte. Die Wahrheit der Erzählung mag zweifelhaft sein, die Freude darüber war jedoch so groß, wie zu Anfang der fünfziger Jahre in England über die Zeitungsnachricht, daß Königin Viktoria einem ihrer Söhne, der sich einer gesetzlichen Anordnung nicht hatte fügen wollen, allerhöchstselbst ein paar Ohrfeigen verabreicht habe. Das Verlangen nach Gleichheit trat um so schärfer hervor, je mehr man wieder Bevorzugung des Junkertums, zunächst im Heere, wahrzunehmen glaubte.

Auch die verheißene größere Freiheit der Tagespresse wollte nicht zur Wahrheit werden. In Berlin behaupteten noch die beiden privilegierten Zeitungen, „*Ditel Spener*“ und „*Tante Wof*“, das Feld, und als Willibald Alexis in dem letzten Blatt eine gewiß „gesinnungsvolle“ Opposition zu machen wagte, sprach ihm der König persönlich seine Mißbilligung aus. Vier Buchhändler und vier Schriftsteller (die später den Stab der *Nationalzeitung* bildeten), Zabel, Theodor Mügge, Nauwerck und Huttenberg, gründeten vier Monatschriften, wozu sie keiner Konzession bedurften, und die durch Übereinstimmung in der Tendenz, der Ausstattung, der Termine des Erscheinens in der That eine Wochenschrift vorstellen konnten. Die Regierung war kleinlich genug, den Versuch der Umgehung des Preßgesetzes durch das Verbot aller vier Blätter zu ersticken. Was Wunder, daß jedes Zugeständnis auf diesem Gebiete nur Mißtrauen weckte. So gründete der vielgenannte Publizist Gustav Julius in Berlin ein großangelegtes Veseinstitüt, eine Zeitungshalle und ein Tagesblatt unter demselben Namen; seine Freunde aber wandten ihm den Rücken, weil er sich der Regierung verkauft haben müsse.

Die fast die ganze gebildete Welt beherrschende Strömung konnte die Schulen nicht unberührt lassen. Wir hielten, halb heimlich, die von Karl Marx geleitete *Rheinische Zeitung* und das kecke kleine Wochenblatt *Lokomotive* von Held, der später verschiedene Haltungen durchmachte. Vor der Welterschmerzerei und der Französelei der Jungdeutschen blieben wir durch gesundes Gefühl und nationale Erziehung vorläufig bewahrt. Nicht wenig hat dazu beigetragen, daß wir unsern großen Dichtern, ihren Zeitgenossen und Vorläufern unbedingt Treue hielten und

für die Romantiker nur Verständnis hatten, insofern sie von deutscher Gesinnung erfüllt waren. Natürlich regte sich bei dem einen oder dem andern auch die Lust am fabuliren, und wir träumten wohl von einem künftigen neuen Hainbunde, dessen Mitgliedern wir uns am meisten verwandt fühlten. Aber ich kann beteuern, daß keiner sich für bedeutender hielt, ja überhaupt für bedeutend, schon weil wir jünger waren, was heutzutage genügender Rechtstitel zu sein scheint, um sich über alle ältern hinwegzusetzen. Der Lebende hat Recht, jawohl, aber nur so lange, bis ein Folgender dieses Recht mit größerem Erfolge geltend macht. Mir fällt oft die rührende Klage des Herausgebers der Dresdener Abendzeitung und Übersetzers französischer Lustspiele, Theodor Hell (Winkler), über seine und seiner Genossen Zurücksetzung ein: „Es ist bei euch ganz üblich, daß Müllner man verhöhne, ihr nennet frankensüßlich des edeln Houwald Töne.“ Auf mehr kann ich mich leider nicht besinnen, und die „Dichtungen“ Theodor Hells dürften so leicht nicht aufzufinden sein! Von uns einstigen Dichtungsjüngern hat meines Wissens jeder einen prosaischen Lebensberuf gefunden, ohne die Freude an Poesie, alter und neuer, dafür preiszugeben.

## 6

Eine einzige Neuerung, die für des Königs eigenstes Werk galt und eben deswegen, sowie wegen des besondern romantischen Reizgeschmacks viel bespöttelt wurde, sollte es zu großem und bleibendem Erfolge bringen. Der Geist mag frieren und darben, hieß es, wenn nur der Unterleib erwärmt wird, sagte man — nämlich den Soldaten. Und die Kritik fand Anhaltspunkte auf allen Seiten. Pickelhaube und Waffenrock: Theaterkostüm! Wenn eine solche Equipierung zweckmäßig wäre, würde wohl Friedrich der Große sie eingeführt haben. Wozu überhaupt noch an dem Militär, dem gefährlichen Spielzeuge der Könige, herummodellern, da doch der Fortschritt der Welt die stehenden Heere sehr bald abschaffen und den Weltfrieden gebieten werde?

Einen komischen Anblick gewährte es freilich, wenn die Soldaten in dem kurzen Frack, dem sogenannten Schniepel, und dazu dem Helm Schildwache standen, aber die Komik stak doch in dem Kleidungsstücke, das leider durch die hundertjährige Gewohnheit geheiligt war, und das ausdrücklich als Gesellschafts Kleid der Offiziere am Leben erhalten bleiben sollte, bis die Monturvorräte aufgebraucht waren. An die wunderliche Zusammenstellung von damals erinnert heute nur noch die Landsknechtstracht der Schweizer Soldaten im Vatikan mit dem Hinterlader auf der Schulter, an den Frack und den Dreispitz aus der Zeit der Restauration erinnern wohl einzig noch die Uniformirung der päpstlichen Nobelgarde und die winzige Armee des Fürsten von Monaco, sonst hat der preußische Waffenrock die ganze Welt erobert, und Kriegserfahrung vieles von dem alten Paradeswesen hinweggefegt, wie die willkommenen Zielpunkte für den Feind, die Epauletten, die weißen österreichischen und die roten dänischen Röcke, die Bärenmützen in Sachsen, die russischen Tschakos in Nassau usw. Ohne Kampf sind die Neuerungen wohl nirgends gedrungen, überall wehrten sich die ehrwürdigen Eigentümlichkeiten; als um 1866 in Osterreich blaue Uniformen in Vorschlag gebracht wurden, erklärten militärische Stimmen feierlich, die kaiserliche Armee werde niemals auf ihr historisches weißes Ehrenkleid verzichten — ebenso wenig, wie sie in eine friedliche Abtretung Venedigiens willigen könne.

Aber als bürgerliches Ehrenkleid hat der verschnittne Rock, der Schwalbenschwanz, allen Wandel der Zeiten überdauert und scheint auch das Jahrhundert

überleben zu wollen! In den vierziger Jahren glänzte der Dandy auf der Promenade in blauem Frack mit goldnen Knöpfen, citrongelber Weste, hoher steifer Halsbinde und weißen Beinkleidern. So würde sich jetzt niemand zeigen, doch wer weiß, was die Mode noch bringen wird. Gespottet worden war über das so recht für den Karrikaturenzeichner geschaffne Kleid oft genug; als die Fliegenden Blätter den Dr. Gisele mit seinem Zögling Baron Weisele die berühmte Bildungsreise durch Deutschland machen ließen, erschien der erstere natürlich stets im eng zugeknöpften Frack, dessen schmale Schöße alle Gemütsbewegungen und Erlebnisse der Reisenden höchst ergötzlich zum Ausdruck brachten. Alles lachte, und als das Jahr 1848 der bequemen Zoppe, dem leichten Halstuch und dem weichen Filzhute der Künstler das allgemeine Bürgerrecht erwirkte und so den Umschwung vollendete, der mit dem Siege des Vollbartes über den schmalen Bartrahmen um das rasirte Gesicht begonnen hatte, konnte man das letzte Stündlein der Wiedermeierlivree, Frack und Cylinderhut, gekommen wähen. Eitler Wahn! Beide stützten sich gegenseitig. Der Schlapphut kennzeichnete den Unzufriednen, den Revolutionär, den „Wühler.“ Gutgesinnte mußten sich ihn also vom Leibe halten; die „Angströhre“ aber konnte unmöglich mit der Zoppe verbündet werden, und so behaupteten sich die beiden Ehrwürdigen über den Sturm hinaus, der so viel andres umgestürzt hatte. Roscher gab einmal als Grund für die Unüberwindlichkeit des lächerlichen Kleides an, daß dessen Form es von der Kleidung des täglichen Lebens, vom Werttagsrock unterscheidet. Diese Begründung ist beachtenswert, obwohl sie auch den Kellnerfrack zum Ehrenrock macht; und unmöglich würde es nicht sein, einen bestimmten Stoff, z. B. Sammet, für die Gesellschaftskleidung vorzubehalten, da gegen die Wiedereinführung der Stikerei und Vordirung berechnigte Abneigung besteht.

Einspruch gegen eine Einheitstracht würden wohl Schneider und Hutmacher erheben, und ihnen wird es ohne Zweifel zu danken sein, daß der Wiedermeierstil in der Männertracht ein so zähes Leben hat, während die Legende von der Friedfertigkeit der freien Völker, namentlich von sogenannten freien Völkern, Republikanern diesseits und jenseits des Weltmeers immer wieder und immer kräftiger erschüttert wird. Billigerweise muß zugestanden werden, daß der Frack eine unerschöpfliche Quelle der Abwechslungen gewährt. Ob die Schöße breit oder schmal, lang oder kurz, stumpf, spitz, geradlinig oder geschwungen geschnitten werden müssen usw., das muß der Phantasie feinsinniger Schneider und Modehelden stets neue fruchtbare Anregung geben. Und beide wollen doch auch leben, was nur herzlose Menschen nicht immer als berechtigt zugeben.

Und woher kam uns glücklichen Kulturmenschen der Frack, von dem das Altertum keine Ahnung hatte, und der nur in der „schandbaren“ Tracht einigermaßen vorgespult hat? Es werden zwei verschiedene Ursprünge angegeben. Gewisse Damen an dem ehrbaren Hofe Ludwigs XV. sollen ihre Vorliebe für ausgeschnittne Gewänder auch auf die Männerkleidung verpflanzt haben. Das Militär aber übernahm den bequemen Reitrock der Engländer. Die Schöße wurden zurückgeknöpft, aus dem andersfarbigen, meistens roten Untersfutter wurden die Aufschläge, Aufschläge und Rabatten, und die Knöpfe in der Gurtgegend des militärischen Fracks blieben, als sie längst ihren Zweck verloren hatten, unentbehrlicher Bestandteil des Paraderocks, nicht nur für Kammerherren. Dem sparsamen Friedrich Wilhelm III. wurde eine sonderbare Vereinfachung der Uniform zugeschrieben. Vor hundert Jahren wurde der Rock noch auf der Brust offen getragen, um einen Streif der Weste sehen zu lassen, der König soll nun erfunden haben, die Weste entbehrlich zu machen durch ein sie vorstellendes Stück Stoff, das auf der Innen-

seite der Rockflappen angenäht wurde. Wie sehr der Frack und Zubehör geeignet waren, den rauhen Krieger geziert, gedekontenhaft erscheinen zu lassen, zeigt ein Blick in Kostümbücher; wurde doch vor der Einführung des Waffenrockes allgemein behauptet, daß jeder preußische Offizier darauf bedacht sei, durch Schnürbrust und Wattirung seinen Wuchs, „die Taille“ zu vervollkommen.

Gamaschenwesen ist dem preußischen Militär jederzeit vorgeworfen worden, gewiß vielfach mit Recht; indessen kann man auch seltsamen Ansichten von Disziplin begegnen. So rühmte sich ein Württemberger, der den französischen Krieg mitgemacht hatte, daß er die preußische Ordnung, nach der die Feldmütze wagemutig auf die Mitte des Kopfes zu setzen ist, jederzeit absichtlich verlegt, die Mütze immer auf das eine Ohr geschoben habe. Mich erinnerte dieser Freiheitsmann an den früher erwähnten Lokomotiven-Held, der einmal drucken ließ: Der deutsche Philister zieht an jedem Sonntage ein frisches Hemd an, und eben darum wechsle ich gerade Sonntags nie die Wäsche, denn ich bin kein Philister!

Sich die Strammheit in allen Teilen des Soldatendienstes anzueignen wird den südlichern Völkern freilich gewaltig sauer. Es ist rührend zu sehen, wie z. B. die beweglichen Franzosen sich mit dem „Stechschritt“ abplagen, und die Verzagleri werden schwerlich jemals das Sprunghafte, Zappelige ablegen. Mit solcher Grundverschiedenheit des Wesens hängt unmittelbar das Charakteristische der Militärmusik zusammen. Die Märsche sind überall schwungvoller als in Norddeutschland, erinnern mehr an nationale Lieder und Tänze, man begreift, daß „der Mann“ durch die Klänge befeuert wird. Und doch erkennt man auch die Bedeutung des Wortes „Trommeln und Pfeifen, kriegerischer Klang!“ Der schrille, bis ins Mark dringende Ton der Querflöte hat nichts Verführerisches, Fortreisendes wie die Musik der Österreicher, der bairischen Jäger usw., aber man stellt sich leicht vor, daß das taktmäßige Dröhnen der Trommelschläge mit den scharfen Accenten der Pfeifen die stürmende Truppe unwiderstehlich machen könne. Ich hatte in meinen Knabenjahren in der gewohnten eintönigen Marschmusik nichts besonders entdeckt, erst als sie lange Jahre später unvermutet zu mir drang, empfand ich, daß es wohlgethan ist, „Trommel und Pfeifen“ beizubehalten, während die Trommel allein leblos und daher auch nicht belebend klingt.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vereinigte Staaten von Europa. Das Friedensmanifest des Zaren hat den französischen Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu veranlaßt, im *Economiste français* vom 3. September d. J. einen Artikel *De la Nécessité de préparer une fédération européenne* zu veröffentlichen. Er geht dabei von der in neuerer Zeit mit Vorliebe behandelten und wohl vielfach übertriebenen Befürchtung aus, daß die Vereinigten Staaten von Amerika und das Britische Reich — Rußland nennt er bezeichnenderweise dabei gar nicht — mit der Zeit die Futterplätze der Menschheit in einem Grade mit Beschlag belegen könnten, der die alten europäischen Kontinentnationen der Auszehrung und dem Verfall preisgeben würde. Einer